

Mit Schimpf und Schande

Didier Eribon widmet einen grossen Teil seines Buches «Betrachtungen zur Schwulenfrage» (Original: «Réflexions sur la question gay») der Bedeutung von «injures», von Beleidigungen, Beschimpfungen, übler Nachrede, Verunglimpfungen, Mobbing – wie immer man das Wort auch übersetzen mag. Gebe ich bei Google den Begriff «schwul» ein, wird mir als erstes Suchergebnis «schwule Witze» vorgeschlagen.

Dieser Umstand wird selbst in schwulen Kreisen oft schöngeredet. So schlimm sei es nicht, nicht tagtäglich und manchmal sei es auch nicht böse gemeint. An einer der Schulen, an denen ich unterrichtete, verging kein Tag ohne homophobe Äusserungen. Ja, so schlimm mag es nicht überall sein, aber es ändert nichts an der Tatsache, dass solche Beschimpfungen und Zeichen der Missgunst in jeder schwulen Biografie eine Rolle spielen. Sie existieren, noch bevor der Heranwachsende realisiert, dass er selbst in diese Kategorie fällt. Es ist nicht wie ein Land, das er allmählich und mit Neugier selbst entdeckt, sondern wie eine Region, über die schon seit jeher der Notstand der Lächerlichkeit ausgerufen wurde, und er sich nun entscheiden muss, diese mit aufrechtem Haupt zu betreten, sie zeitlebens zu umgehen oder sie durch anrühige Hintertüren aufzusuchen.

Werde ich beschuldigt, kann ich mich dagegen wehren oder mich entschuldigen. Werde ich ausge-

lacht, bleibt oft nur die Scham, die sich in mir wie ein Dämon einnistet und mir zumurmelt, wie erbärmlich ich sei. So umschreibt es Boris Cyrulnik in seinem Werk über die Scham.

So ist nach dem Schweigen das Auslachen und Belächeln, das Beschimpfen und Beleidigen, das Einimpfen der Scham das zweite grosse Werkzeug der heteronormativen Gesellschaft. Am eigenen Leib habe ich es nur selten erfahren, im «Wandschrank» war ich wenigstens davor gefeit. Aber manchmal traf es auch mich unvermittelt. Bei einem sonntäglichen Waldspaziergang in meiner Wohngemeinde wurden ich und mein Freund von einer Gruppe Jugendlicher als Schwanzlutscher bezeichnet: ein Blitz aus dem Nichts, welcher uns völlig sprachlos machte.

Harvey Fierstein sagt in seinem Film «Torch Song Trilogy», der sehr viele homosexuelle Klischees bedient, es sei eben besser, selbst unter dem Mantel einer Karikatur sichtbar zu sein, als in der Unsichtbarkeit zu versinken. Viele Schwule haben sich Gesten angeeignet, allein um füreinander und für die Aussenwelt sichtbar zu sein. Der Preis ist die Lächerlichkeit. Mag sein, dass sich daraus auch ein Spiel entwickelt, dank dem man sich bewusst über männliche Rollenerwartungen hinwegsetzt und dies untereinander als befreienden Akt erfährt. Mir jedenfalls wollte das nie recht gelingen, und wenn ich mich mal dabei ertappte, erschrak ich über mich selbst.

Selbstverständlich sollen und dürfen Schwule über sich lachen, denn Selbstironie ist eine hohe Tugend. Die genialen Comics von Ralf König haben mir den Weg zu einem lockeren Umgang mit all unseren Widersprüchlichkeiten gewiesen. Und auch augenzwin-

kernde Scherze eines heterosexuellen Gegenübers nehme ich gerne entgegen, sofern der Boden einer grundlegenden Akzeptanz vorhanden ist. Aber der Grat zwischen Lachen und Auslachen ist schmal und manchmal unvorhersehbar.

Gandhi hat es auf andere Minderheiten gemünzt: «Falls sie dich nicht unsichtbar machen können, werden sie über dich lachen.» Wenn man hier nicht stehen bleibt, es nicht stumm schluckt oder verharmlost, ist es ein Weg hin zur Befreiung. Dann nämlich, wenn man sich dem alltäglichen, mühseligen Kampf stellt und sich zur Wehr setzt. Rosa von Praunheim hat das mit dem berühmten Satz beschrieben: Nicht der Homosexuelle sei pervers, sondern die Gesellschaft, in der er lebt. Gewiss kann man es elaborierter ausdrücken, soziologisch abfedern oder vom gefürchteten Dämon schreiben, der sich als Kraftquelle entpuppt. Mir jedenfalls hat als Jugendlicher der von Praunheim'sche Satz geholfen, trotz aller Schamoffensiven die Selbstachtung nicht zu verlieren.

Vom Kind zum Mann

Eine meiner schmerzlichsten Kindheitserinnerungen war das Einfangen meiner ersten Verkehrsbusse: Sie war berechtigt. Ich fuhr mit dem Velo durch die verbotene Bahnhofunterführung. Ich erinnere mich an den Weltenschmerz, der sich danach einstellte und weinte mich lange in den Armen meiner Mutter aus. Bis dahin war die Polizei für mich der Garant der Sicherheit. Wir wohnen in unmittelbarer Nachbarschaft des Polizeipostens, der Vater meines Kindergartenfreundes war Polizist und von meinem Schlafzimmer aus konnte ich direkt die Fluchworte der Inhaftierten in der Ausnüchterungszelle hören. Die Welt war sauber eingeteilt in Unschuldige und Verbrecher und die Polizei war Vollstrecker dieser beinahe schon göttlichen Ordnung. Mit dieser läppischen Busse sah ich mich nun unvermittelt auf der falschen Seite wieder. Von einem Schwerverbrecher trennte mich nur ein gradueller Unterschied.

Ähnlich erging es mir mit dem Eingeständnis, dass ich nicht auf die Mädchen, sondern auf die Jungs in unserer Klasse stand: also wieder auf der falschen Seite. Zwar waren in unserer Primarklasse einige Mitschüler, die durchaus zeigefreudig waren und auch gegenüber anderen Jungen mit ihren Reizen spielten. Aber das hatte seine klaren Grenzen: Anschauen gilt, anfassen nicht. Und jedes Mal versicherte man sich gegenseitig, dass man eben nicht schwul sei. Doch ich war es. Und ich erinnere mich noch an den Moment, wo

ich es mir innerlich zugestand: Wir besuchten an den Wochenenden jeweils meine ältere Schwester, die eine Klosterschule und später ein Lehrerinnenseminar besuchte. In den Gängen und auf dem Vorhof waren eine Unmenge pubertierender Mädchen anzutreffen – und ich konnte mich umsehen, so weit das Auge reichte: Nicht eine dieser jungen blühenden Frauen übte eine Anziehung auf mich aus – im Gegensatz zu all den Jungs, die im Klassenzimmer vor mir sass. Ich sass in der letzten Reihe auf der Bubenseite des streng nach Geschlechtern aufgeteilten Klassenzimmers. Und bei dieser Heimfahrt aus der Mädchenklosterschule, auf dem Hintersitz unseres Volkswagens, bei einer steilen Kurve, die aus einem Tobel führt, gestand ich mir ein: Ich bin schwul.

Ich kann nicht mehr ausmachen, wann mein bester Freund in der Primarschule in meinem Empfinden zu meinem Geliebten wurde. In einem frühen Schüleraufsatz mit dem Titel «Mein Freund» beschrieb ich freimütig, wie er und ich später im Haus meiner ehemaligen Grosseltern leben und unseren Berufen nachgehen werden. Für mich war es auch klar, in welchem Zimmer wir gemeinsam schlafen. Doch noch war es nicht so weit. Vorerst verbrachten wir unzählige Nachmittage im Wald, im Freibad, in Bachschluchten und gemeinsame Ferienwochen im Chalet meiner Eltern. Ich besitze ein Foto aus diesen Tagen von uns beiden. Am Bahnhof wurde neu einer dieser Automaten aufgestellt, mit dem man Passbilder und Porträts anfertigen konnte. Mit meinem investierten Taschengeld setzten wir uns in diese erste Selfie-Maschine. Auf diesem Bild grinst mein Freund, ich halte ihn am Arm, ganz nah bei mir. Es gibt keine Fotografie von mir – weder aus der Kindheit

noch aus meinem Erwachsenenleben – auf der ich dermassen strahle vor Glück. Irgendwann kam zu dieser Freundschaft das sexuelle Begehren hinzu, unerfüllt und unausgesprochen. Am Ende der Primarschulzeit trennten wir uns, nachdem wir uns zuvor zerstritten hatten. Zerwürfnis, eine dieser unsäglichen Formen von Abschiedsbewältigung. Wir sahen uns nie mehr. Erst vor kurzem stiess ich im Internet auf seine Todesanzeige. Gerne hätte ich ihn gefragt, wie er unser Zusammensein erlebt hat. So halte ich ihm das Andenken – meinem besten Schulfreund und ersten Geliebten.

Mit dreizehn Jahren ging ich aufs Gymnasium. Das trennte mich von den bisherigen Schulkolleginnen und Schulkollegen. Vor mir lag die Welt des Wissens, der Vernunft, und in ihr lag der Schlüssel zu späterem Forschungsglück als Zoologe, wie ich dachte. Wenigstens erschien mir die Welt der Tiere wesentlich zugänglicher als die der Menschen. Am Vorabend meines ersten Schultages in dieser neuen Welt hatte ich beim Spiel mit meinem Penis den ersten Samenerguss. Am nächsten Tag wurden wir klassenweise durch das Schulgelände geführt, und ich war innerlich erfüllt vom Gedanken, dass ich nun theoretisch Kinder zeugen könnte. Auf diesem ersten Gang sah ich einen Schüler der oberen Klassen, den ich sofort zu meinem Traumprinzen erkor: blond, verträumt, verletzlich. In den folgenden Monaten und Jahren bin ich ihm unter den tausend Schülern immer wieder begegnet, und die Faszination hielt an. Angesprochen habe ich ihn nie. Ich glaube auch nicht, dass sich unserer Blicke je kreuzten.

Ansonsten ist über die nächsten sechseinhalb Jahre an dieser Schule punkto Homosexualität wenig zu schreiben. Der Schrank des Versteckens war mein

Begleiter. Manchmal wagte ich einen kleinen Schritt heraus, um mich dann noch stärker in ihn zurückzuziehen. Klar war ich immer wieder verliebt in Jungs aus meiner Umgebung, aber mehr als Andeutungen meiner Zuneigung, mehr als eine scheinbar beiläufige Berührung wagte ich nicht.

In der Öffentlichkeit wurde damals, angestossen durch die Bücher von Alexander Ziegler, das Thema Homosexualität erstmals diskutiert. Es gab die legendäre Fernsehdiskussion in der «Arena». Etliche der darin Auftretenden wagten sich nur mit Gesichtsmaske vor die laufenden Kameras. Eines der Werke von Ziegler aus unserer Schulbibliothek auszuleihen, war für mich bereits ein mutiger Schritt. Und so war die Bibliothekarin wohl die erste Person in meinem Leben, die auf meine Homosexualität schliessen konnte. Noch nie in meinem ganzen Leben habe ich ein Buch so verschlungen wie dieses. Die ersten Kapitel bereits auf der Zugfahrt nach Hause, dann die ganze Nacht hindurch, ich war körperlich und geistig aufs äusserste erregt. Erstmals begegnete ich hier der Beschreibung von Männerliebe und Männersex. Ziegler machte sich auch Gedanken über die gesellschaftliche Situation von Homosexuellen, verknüpfte es mit dem damaligen medizinischen und psychologischen Wissen und seiner Selbsteinschätzung. 40 Jahre später habe ich dieses Buch wieder zur Hand genommen und erschrak über den selbstzerfleischenden Tonfall, das Einbetten des Themas in das von Ziegler erlebte Umfeld von Straftaten, Gefängnis, Schikanen und gebrochenen Existenzen. War das die Welt, die mich nach einem Verlassen des Schrankes erwartete? Nachträglich frage ich mich, ob mich dieses Buch nicht noch mehr in das Versteck geführt hat.

Lichtblicke gab es schulisch nur beim Eintauchen in die Antike. Im Lateinunterricht übersetzten wir gelegentlich Texte, in denen sich ein Gott in einen Jüngling verliebte und die erotische Liebe unter Männern nicht ausgeklammert wurde. Das waren für mich Auszeiten zum Träumen. Fantasievoll kritzelte ich in die weissen Flächen des Lateinbuches und schrieb klitzeklein und kaum leserlich: Ich bin homosexuell. Überhaupt die Antike: In der väterlichen Bibliothek stiess ich auf ein Taschenbuch von Platons Dialogen, auf das Gastmahl mit den dortigen Erklärungen von männerliebenden Männern, frauenliebenden Frauen. Das war faszinierend! Nur lag die Antike nicht gleich um die Ecke, aber durch verschiedene geistige Strömungen hat sie doch Eingang in unser jüdisch-christliches Abendland gefunden. Zufällig stiess ich Jahre später in einem Buch über das archaische Griechenland auf folgende erstaunliche Tatsache: Das älteste bekannte in griechischem Alphabet verfasste Schriftstück handelt von gleichgeschlechtlicher Liebe. Ich war der Einzige in unserer Klasse, der Latein auch als Wahlfach für die Matura gewählt hatte. Lieber eintauchen in das Vergangene als mich wie meine Klassenkolleg*innen mit englischer Gegenwartsliteratur zu beschäftigen. Niemand sagte mir damals, welche literarischen Perlen in amerikanischen Gay Short Stories verborgen lagen. Edmund White habe ich erst viel später entdeckt.